

Literatur zum Thema = Comptes rendus thématiques

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 2: **Auf den Spuren des Nutztiers = Sur les traces des animaux de rente**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Felix Lüttge
Auf den Spuren des Wals
Geographien des Lebens im
19. Jahrhundert

Göttingen, Wallstein Verlag, 2020, 279 S., € 28,-

Wale gelten heute (in der westlichen Welt) vor allem als bewunderte und schutzbedürftige «charismatic megafauna», während sie früher als Rohstofflieferanten dienten, die von Fischbein über Lampenöl und Walratkerzen bis hin zu Margarine vielfältige Produkte lieferten. Allerdings sind Wale und Walfang nicht nur ein lohnender Gegenstand der Wirtschafts- und Umweltgeschichte. Menschen haben «auf den Spuren des Wals» auch Wissen über diese Tiere, das Meer und ihnen bisher unbekanntes Weltgegenden generiert. Diese Wissens- und Mediengeschichte des Wals im 19. Jahrhundert sowie der Meere, die auf der Jagd nach ihm durchfahren wurden, bildet den Gegenstand von Felix Lüttges Buch, das auf der Berliner Dissertation des Autors basiert. Das Buch gliedert sich in fünf vom Umfang her etwas ungleiche Kapitel, die an Fallstudien aus Nordamerika und Westeuropa untersuchen, mit welchen Praktiken und Medien und von wem Wissen über Wale produziert wurde.

Nach der Einleitung widmet sich das zweite Kapitel der Figur des intelligenten Walfängers («intelligent whaleman»), also der Kapitäne, die seit dem späten 18. Jahrhundert den Walen in Seegebiete jenseits der vielbefahrenen Schifffahrtsrouten folgten und dabei hydrologische und geografische Beobachtungen machten, die Wissenschaftler übernahmen. So stützte sich Benjamin Franklin bei der

ersten Kartierung des Golfstroms auf Informationen, die sein Cousin als Walfänger gemacht hatte. Während die Kapitäne englischer Paketschiffe diese Strömung nicht kannten und unter Zeitverlust gegen den Strom nach Amerika segelten, hatten die Walfänger längst genauere hydrologische Kenntnisse erworben. Später, als sich die Jagd auf den Pazifik verlagerte, berichteten Walfänger immer wieder über neue Inseln, die sie als erste Europäer aufgefunden hatten. Um den volkswirtschaftlich wichtigen Walfang zu unterstützen, entsandte die amerikanische Regierung 1838 die US Exploring Expedition, um diese Zufallsfunde zu verifizieren und die Positionsbestimmungen zu präzisieren. Die Expedition überführte, so Lüttge in Anlehnung an Deleuze und Guattari, die «nomadische» Wissenschaft der Walfänger in die «imperiale» Wissenschaft des Staates.

Das dritte Kapitel untersucht das Netzwerk aus Medien, Institutionen und Akteuren, in dem die Ozeanografie von den Walfängern profitierte. Im Mittelpunkt steht hier der amerikanische Marineoffizier und Wissenschaftler Matthew Fontaine Maury, der systematisch ozeanografische Informationen über Windstärken und Strömungen von Seefahrern erheben liess sowie archivierte Logbücher auswertete und somit die Ozeanografie als archivgestützte Wissenschaft begründete. Die so von Walfängern gewonnenen Datenmengen verarbeitete Maury zu «whaling charts», biogeografischen Karten, die Angaben zu der geografischen und saisonalen Verteilung von Walen machten. Der Wal als taxonomische Anomalie steht im Mittelpunkt des vierten Kapitels,

womit sich das Buch weg vom amerikanischen Walfang und hin zur Geschichte der Zoologie bewegt. Die Frage, ob Wale Fische seien, verneinte Carl von Linné, indem er die Klasse, die bisher Vierfüsser hiess, in Säugetiere umbenannte. Somit konnten die immer schon unzweifelhaft milchgebenden und lebendgebärenden Wale in die neue Klasse eingeordnet werden. Auch Georges Cuvier folgte dieser Einteilung, da er sich nicht mehr auf äussere Merkmale stützte, sondern auf den inneren Bauplan der Tiere.

Den Ausgangspunkt des fünften Kapitels bildet das grundsätzliche Problem jeder Walforschung: Eine Arbeit am lebenden Tier war lange Zeit kaum möglich. Die Forschung fand daher an gestrandeten oder erlegten Walen am Strand, auf Walfangschiffen oder anhand von Skeletten im Museum statt. Walstrandungen waren stets Sehenswürdigkeiten, boten dem Naturforscher allerdings die Schwierigkeit, dass der Kadaver in den meisten Fällen bereits mehr oder weniger zersetzt und deformiert war. Daher waren die nach solchen Vorbildern entstandenen Abbildungen zwangsläufig unzuverlässig. Auf den Walfangschiffen waren es oft Schiffsärzte und manchmal auch mitreisende Naturforscher, die Wissen über Wale sammelten. Anders als bei den Strandungen konnten sie auch das Verhalten der Tiere beobachten, allerdings in erster Linie das Fluchtverhalten. Ebenso war das, was man über die Wanderungen der Wale wusste, letztlich nur eine Wirtschaftsgeografie des Walfangs. Das auf Walfangschiffen produzierte Wissen blieb daher «Jagdwissen», das in einem Tötungs- und Verwertungszusammenhang entstanden war. Am Beispiel des Biologen Willy Kükenenthal, der Ende des 19. Jahrhunderts auf einem norwegischen Walfänger mitfuhr, beschreibt Lüttge die praktischen Probleme anatomischer Walforschung, wie die Freilegung des Gehirns mit Beil und Säge

bei schwerem Seegang und Schneege-stöber. Schliesslich mussten Walskelette, bevor sie ausgestellt und untersucht werden konnten, zunächst zerlegt, gereinigt und wieder zusammengesetzt werden. Sie wurden so zu Artefakten von oftmals begrenzter Vollständigkeit und Aussagekraft. Walstrandungen waren selten und unvorhersehbar, sodass Naturforscher Schwierigkeit hatten, rechtzeitig an gut erhaltene Untersuchungsexemplare zu kommen. In den 1880er-Jahren reagierte die Smithsonian Institution auf dieses Problem, indem sie Seenotretter und Leuchtturmwärter bat, Strandungen telegrafisch zu melden und hierbei das Tier anhand der Form von Flossen, Schnauze etc. mit einem speziellen Code zu beschreiben: eine «Teleceto-graphie».

Das sechste Kapitel befasst sich dagegen zunächst mit der Beobachtung lebendiger Wale in Aquarien. Aquarien, die eine wichtige Voraussetzung für die Beobachtung lebender Wassertiere bildeten, erlebten einen Boom nach 1850, wobei Schau- und Forschungsaquarien nicht immer eindeutig zu trennen waren. Der Blick durch die Glasscheibe beeinflusste auch die bildliche Darstellung von Meerestieren, da nun Illustratoren die Lebewesen in einer Unterwasseransicht zeigten. Das Verhalten lebender Wale liess sich jedoch auch in grossen Wassertanks nur sehr begrenzt erforschen. Offensichtlich war das Verhalten durch die Situation der Gefangenschaft bestimmt, und die so gehaltenen Wale – relativ kleine Belugas – überlebten in den Becken nicht lange. Während das Leben der Wale im Becken ein unmögliches oder zumindest kurzes war, erschien Naturforschern der Wal als luftatmendes Tier auch im Meer am falschen Ort zu sein. Die Darstellung springt mit diesem Gedanken zu dem französischen Historiker Jules Michelet, der sich nach dem Staatsstreich Louis Napoléons nach Nantes zurückzog und dort zusammen mit seiner Frau popu-

läre naturhistorische Werke schrieb, darunter *La Mer*. Hier erscheinen Wale ebenfalls als problematische Existenzen, die an Land nicht leben können, und im Wasser, wo sie nicht atmen können, quasi gegen ihre Natur anleben müssen. Für Michelet als dem Historiker der Revolution war daher der Wal wie der Mensch ein Wesen, das gegen die herrschenden Bedingungen ankämpfen müsse.

Im Schlussteil unterscheidet Lüttge zusammenfassend vier Walarten, die – unabhängig von der heutigen zoologischen Taxonomie – als Rohstofflieferanten und epistemische Objekte durch die geschilderten Praktiken und Medien im Untersuchungszeitraum hervorgebracht wurden. Da war erstens der «ozeanografische» Wal, der als virtuelles Wissensobjekt in den Logbüchern und biogeografischen Karten entstand und einerseits nur die Wahrscheinlichkeit ausdrückte, in bestimmten Seegebieten auf Wale zu treffen, andererseits Rückschlüsse auf ozeanografische und geografische Sachverhalte erlaubte. Zweitens gab es die «gestrandeten Wale». Verformt und zersetzt verweigerten sie sich der bildlichen Darstellung und bedeuteten dennoch als Spektakel Profit für Aussteller und als glücklicher Zufall wissenschaftliche Reputation für den Forscher. Weiterhin unterscheidet Lüttge, drittens, den «Wal-für-den-Jäger», der den Gegenstand des auf Walfängern gewonnenen Wissens darstellte und der nur auf Tötung zur ökonomischen Verwertung abzielte. Schliesslich werden als vierte Art die Wale angeführt, «deren Leben unmöglich» ist: die Belugas, die im Aquarium beobachtbar gemacht, aber doch nicht dauerhaft am Leben gehalten werden konnten, sowie der luftatmende Wal im Ozean, der Zoologen Rätsel aufgab und der bei Michelet zum politischen Tier wurde.

Lüttge hat eine kenntnisreiche und anregende Studie vorgelegt mit einer Viel-

zahl von wissens-, wissenschafts- und medienhistorischen sowie literarischen Bezügen. Insbesondere Herman Melvilles «Moby-Dick», dem auch ein kurzer Epilog gewidmet ist, zieht sich als roter Faden durch das Buch. Die jüngsten Monografien von Helen M. Rozwadowski und Antony Adler zur Geschichte der Mensch-Meer-Beziehungen und der Ozeanografie konnten nicht mehr berücksichtigt werden, aber frühere Publikationen dieser Autoren wurden rezipiert. Die Arbeit stützt sich auf eine breite Basis veröffentlichter Quellen und auf Bestände von, vor allem amerikanischen, Archiven. Lüttge bindet zudem zeitgenössische Karten und andere Abbildungen in seine Argumentation ein. Der Text gleitet dabei nur selten in poststrukturalistischen Jargon ab und bleibt durchgehend angenehm zu lesen.

Wenn man etwas kritisieren möchte, dann ist es wie bei vielen kulturwissenschaftlichen Studien, dass die Auswahl der Untersuchungsgegenstände sowie die Schlussfolgerungen nicht immer zwingend wirken. Das Buch erlaubt sich einerseits einige Exkurse, zum Beispiel über die Humboldt-Rezeption in den USA, andererseits könnte man neben den vier Walarten, die Lüttge im Schlussteil identifiziert, zumindest noch den verfolgten und aussterbenden Wal vermissen. Dieser wurde nicht erst von Greenpeace erfunden, sondern findet sich bereits bei Jules Michelet, Alfred Brehm und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts, die die Überjagung und baldige Ausrottung dieser von ihnen als sanftmütig beschriebenen Kreaturen beklagten. Allerdings würde Vollständigkeit bei einem Thema von derart leviathanischen Ausmassen auch, um mit Melville zu sprechen, eine Kondorfeder zum Schreiben und den Krater des Vesuvus als Tintenfass erfordern.

Ole Sparenberg (Karlsruhe)

Jocelyne Porcher, Jean Estebanez
(Hg.)

Animal Labor

A New Perspective on Human-Animal Relations

(Human-Animal Studies, 18) transcript-Verlag,
Bielefeld, 2019, 182 S., € 99,99

Als ich neulich einem Bekannten erzählte, dass ich an einem Forschungsprojekt beteiligt bin, das sich mit der Geschichte von Arbeitstieren auseinandersetze, meinte er schmunzelnd, ob wir nun schon so weit seien, uns mit uns selbst zu beschäftigen. Jenseits der humoristischen Pointe offenbarte diese Reaktion eine aufschlussreiche Assoziation: Die Semantik des Worts «Arbeitstier» lässt sich im zeitgenössischen Diskurs offensichtlich fast zur Gänze von der eigentlichen Arbeit von Tieren ablösen und als reine Metapher für menschliche Arbeit brauchen. Ein Arbeitstier wird assoziativ mit einem Menschen in Verbindung gebracht, der (vielleicht zu viel) arbeitet, nicht mehr mit einem Tier, das arbeitet. Die Episode erinnerte mich an einen Satz von John Berger, der einmal angesichts der von ihm konstatierten «kulturellen Verdrängung» der Tiere von der Sphäre der Arbeit und der Nutzung in die Sphäre der Freizeit und der Familie schrieb: «Tiere und Menschen sind allmählich zu Synonymen geworden, was nichts anderes heisst, als dass die Tiere langsam verschwinden.» (John Berger, «Warum sehen wir Tiere an?», in ders., *Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens*, Berlin 2003, S. 27) Es mag sein, dass Tiere tatsächlich aus manchen unserer Arbeits- und Lebenswelten verschwinden, in denen sie einst als polyvalente Kreaturen wertvolle Arbeit leisteten. Aber andererseits scheinen Tiere und ihre Fähigkeiten in anderen Kontexten gesellschaftlich kaum an Bedeutung einzubüssen, wenn sie nicht gar zuweilen (wieder) wichtiger werden. Jeden-

falls wirft die Beschäftigung mit tierlicher Arbeit fast zwangsläufig Fragen auf, die zu einer Kritik und konzeptuellen Erweiterung des herrschenden Arbeitsbegriffs führen: Arbeit lässt sich in dieser Perspektive kaum mehr als eine rein menschliche Kategorie betrachten, sondern schliesst die Partizipation von nichtmenschlichen Akteuren am Arbeitshandeln ein. Aber thematisieren wir die Tiere dann primär als Objekte menschlichen Arbeitens oder als Arbeitssubjekte oder gar als beides? Und wären dann Arbeitszusammenhänge nicht besonders dazu geeignet, die ebenso konflikt- wie kooperationsreichen Interaktionsverhältnisse von Menschen und Tieren zu untersuchen, nicht nur in unserer Gegenwart, sondern auch in historischen Entwicklungsmustern?

Der hier vorzustellende Band, um es vorwegzunehmen, beschäftigt sich fast ausschliesslich mit Gegenwartsfragen der tierlichen Arbeit, nicht mit historischen Fragen. Er versammelt Beiträge von Soziologinnen und Geografen, Agronominnen und Ethnologen, Ökonominnen und Zoologen, die sich auf der Grundlage des von Jocelyne Porcher entwickelten analytischen Konzepts des *animal work* mit den vielfältigsten Ausprägungen menschlich-tierlicher Interaktion in Arbeitskontexten auseinandersetzen, und er präsentiert damit im Wesentlichen die Resultate des Forschungsprojekts «Compagnons animaux. Conceptualiser les rapports des animaux au travail», das zwischen 2012 und 2016 durchgeführt wurde. Bei den Artikeln handelt es sich bis auf zwei Ausnahmen und der neu geschriebenen Einleitung um Beiträge, die zuvor bereits in der Zeitschrift *Écologie & Politique* 2017/1 erschienen sind und in diesem Band nun in englischer Übersetzung vorgelegt werden.

In ihrer Einleitung umreissen Jocelyne Porcher und Jean Estebanez auf anregende Art und Weise die erkenntnisleitenden

den Fragen und Thesen des Bandes. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich die Human-Animal Studies bisher wenig um die Ambivalenzen und Komplexitäten von menschlich-tierlichen Arbeitsbeziehungen gekümmert haben, schälen die beiden die Innovationspotenziale heraus, die aus einer Beschäftigung mit Arbeit in dieser Forschungsperspektive resultieren könnten. Arbeitshandlungen sind immer in intersubjektive Beziehungen eingeflochten und mit dem Prozess der Domestizierung wurden Tiere in vielen der asymmetrischen, aber eben auch reziproken Arbeitsassemblagen integrale Bestandteile menschlichen Schaffens. Ohne ihre Fähigkeiten, ihre Muskelkraft, ihre Gelehrsamkeit, ihre Initiative oder ihr schieres Mitmachen und Sichunterordnen wären unzählige menschliche Arbeiten zum Scheitern verurteilt. «Animal work», so resümieren Porcher und Estebanez, «can become the key to thinking about our relations with animals, but also to rethinking work itself.» (18) Die Auseinandersetzung mit tierlicher Arbeit ermächtigt nicht nur zur Hinterfragung eines durch den Industriekapitalismus hervorgebrachten und zur Norm avancierten kommodifizierten Arbeitsbegriffs, sie belebe zudem von Neuem das bereits bei Marx angelegte Nachdenken über die Ambivalenz der Arbeit, die sowohl entfremdend als auch befreiend sein könne – nicht nur für Menschen, sondern auch für Tiere. Dass die Arbeit der Tiere in zeitgenössischen Debatten vor allem aus dem Blickwinkel von Ausbeutung und Herrschaft betrachtet werde, verstelle nicht nur den Blick auf die Komplexitäten menschlich-tierlicher Interaktionen in Arbeitskontexten, dieses Deutungsmuster treibe – oft *contre cœur* – den Prozess der Entfremdung zwischen Menschen und Tieren weiter voran, indem es die mit Arbeit ebenfalls verbundenen Aspekte der Intersubjektivität, der Reziprozität, der Anerkennung, des

Aufeinanderangewiesenseins ignoriere. Diese mit Arbeit verbundenen Faktoren, so Porcher und Estebanez, liessen sich als elementare Bausteine einer Neudefinition der Mensch-Tier-Verhältnisse betrachten, denn in ihrer wechselseitig aufeinander angewiesenen Arbeit schaffen sich Tiere und Menschen eine – durchaus im doppelten Wortsinn gemeinte – geteilte Welt. Obwohl die durchaus anregenden Thesen in den einzelnen Beiträgen des Bandes nur partiell aufgenommen werden, dokumentieren und analysieren sie doch eine bemerkenswerte Vielfalt von empirischen Arbeitssituationen, in denen tierliche Arbeit geleistet wird. Im ersten Teil, *Working is not functioning*, werden Kontexte thematisiert, in denen die Differenzen zwischen der Erwartung nach mechanischem und technologischem Funktionieren und der Erfahrung des lebendigen Arbeitens herausgearbeitet werden. So lassen sich Tiere im Pflegebereich ebenso wenig durch Roboter ersetzen (auch wenn Letztere bezeichnenderweise an tierlichen Vorbildern modelliert werden, wie Jocelyne Porcher zeigt), wie Pferde in Laborsituationen (Porcher und Sophie Nicod) oder Hunde und Bären in Filmproduktionen durch reine Konditionierung oder Nahrungsanreize zu bestimmten Aktionen gebracht werden können (Estebanez, Porcher, Julie Douine). In all diesen Arbeitskontexten sind die Subjektivität der Tiere, ihre Autonomie, ihre Bindungen zu den sie umgebenden Menschen, das Trainieren und Einüben in Regelwerke sowie die affektive Anerkennung ihres Handelns entscheidende Faktoren für die Qualität der Arbeit.

Der zweite Teil versammelt Beiträge, in denen Arbeit kollaborative Handlungskontexte zwischen Menschen und Tieren konstituiert. Die ethnografische Analyse der Arbeit von Elefanten in bestimmten Kulturen in Indien und Laos (Nicolas Lainé), von Blindenhunden in Paris

(Sébastien Mouret), von Herdenhunden im ländlichen Frankreich (Porcher und Elisabeth Lécivain) oder von Militär- und Polizeihunden (Mouret, Porcher und Gaele Mainix) zeigen allesamt, wie die menschlich-tierliche Zusammenarbeit in so unterschiedlichen Bereichen wie Transport, Pflege, Schutz und Sicherheit von Prozessen des sozialen Lernens zwischen menschlichen und tierlichen Akteuren geprägt ist. Die Wahrnehmung des «significant other» ist hierbei entscheidend, weil die Arbeitskontexte durchaus widersprüchliche Erwartungen an die Tiere stellen, die sie kontextuell adäquat erkennen müssen. Der Herdenhund muss lernen, gegenüber wem er sich in welchen Situationen aggressiv, zutraulich, beschützend oder devot verhalten soll.

Mit der Frage, wie sich die Arbeit von und mit Tieren auf Produktionsstrukturen und Arbeitskulturen in der Landwirtschaft auswirkt, beschäftigt sich der dritte Teil des Bandes. Estelle Deléage fragt in ihren «critical reflections on work in agriculture» nach dem Aufstieg des mit dem Industriekapitalismus einhergehenden instrumentellen Arbeitsbegriffs und nach dessen problematischen Rückwirkungen auf bäuerliche Arbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mit der teilweisen Rückkehr der Arbeitspferde in die Weinproduktion in der Region Languedoc-Roussillon im Süden Frankreichs beschäftigen sich Chloé Mulier und Hanna Müller. Sie zeigen, wie die Nutzung von Arbeitspferden nicht nur die betrieblichen Strukturen verändert und einst überliefertes Wissen über tierliche Arbeit unter neuen Bedingungen wiederentdeckt oder neu geschaffen werden muss, sondern auch wie die Weinbauern und -bäuerinnen mit der Arbeit ihrer Tiere ihre Arbeitsumgebung und die aus ihrer Arbeit resultierenden Produkte, den Boden, die Pflanzen, den Wein, neu wahrnehmen und bewerten.

Insgesamt liefert der Band interessante Einsichten in das Zusammenwirken von Menschen und Tieren in vielfältigsten Arbeitskontexten. Die Sichtbarmachung dieser empirischen Situationen ist ein besonderes Verdienst des Buchs. Darüber hinaus werden in den einzelnen Beiträgen, insbesondere in der Einleitung, Thesen zur tierlichen Arbeit vorgestellt, die einerseits anregend sind, andererseits aber oft losgelöst von historischen Ermöglichungsbedingungen und historisch gewachsenen Entwicklungen präsentiert werden. Für Historikerinnen und Historiker ist der Band insofern Anregung und Herausforderung zugleich: Die aus dem interdisziplinären Gespräch zwischen Zoologie, Soziologie, Geografie, Agronomie und Ethnografie entwickelten analytischen Konzepte dürften bei entsprechender Modifikation durchaus gewinnbringend in die historiografische Diskussion über Arbeitstiere und ihre Interaktion mit Menschen eingeführt werden, während die in etwas präsentistischer Manier vorgestellten Thesen einer kritischen Ausleuchtung der historischen Tiefendimensionen bedürfen.

Juri Auderset (Fribourg/Bern)

Violette Pouillard
Histoire des zoos par les animaux
Contrôle, conservation, impérialisme

(L'environnement a une histoire) Paris, Champ Vallon, 2019, 457 S., € 29,-

Zootiere ziehen Blicke auf sich, auch historiografisch. Seit Gustave Loiseles monumentaler *Histoire des ménageries de l'Antiquité à nos jours* (3 Bände, 1912) ist die Geschichte von höfischen Ménageries und zoologischen Gärten ein vergleichsweise gut erforschtes Phänomen. Zunächst galt das Augenmerk der – zu meist eng mit der Institution verbandel-

ten – Zoohistoriker/innen vor allem der Dokumentation der aus aller Welt nach Europa geschifften Tierarten und den für sie erstellten architektonischen Ensembles. Die neuere Kulturgeschichte hat den Zoo demgegenüber als ideales Terrain entdeckt, um globale politische und kommerzielle Verflechtungen, sich wandelnde Naturbilder und das Freizeitverhalten bürgerlicher Schichten zu untersuchen. Allerdings blieb dabei die Geschichte der Zootiere oftmals auf spektakuläre Einzelfallerzählungen wie die der sudanesischen Giraffenkuh Zarafa (um 1825–1845), die 1827 als diplomatisches Geschenk nach Paris gelangte, oder eher summarische Nennungen der zur Schau gestellten Arten und ihrer bildlichen und literarischen Repräsentationen beschränkt.

Die auf eine Doktorarbeit an den Universitäten von Brüssel und Lyon zurückgehende Studie von Violette Pouillard nimmt sich dagegen zum Ziel, die Geschichte der Institution Zoo vom frühen 19. bis ins frühe 21. Jahrhundert aus der Perspektive der grossen Masse der dort lebenden und sterbenden Tiere zu schreiben. Wie ihrem Lehrer Éric Baratay geht es der Autorin dabei nicht darum, sich in die Wahrnehmung der Tiere hineinzuversetzen, was auf eine anthropomorphisierende Fiktion hinauslaufen würde. Vielmehr zielt die Studie darauf ab, den in den Quellen fassbaren Lebensspuren der Zootiere möglichst genau zu folgen und die künstlich geschaffenen «Umwelten» zu rekonstruieren, in die sie hineinversetzt wurden. Die chronologisch in drei Teile gegliederte Studie fusst auf der Auswertung umfangreicher archivalischer und gedruckter Quellen zu drei europäischen Beispielfällen, deren Entwicklung immer wieder in den breiteren Kontext sich wandelnder Paradigmen der Zootierhaltung gestellt werden. Während die 1793 im revolutionären Paris eröffnete Ménagerie du Jardin des Plantes und der 1828 von

der London Zoological Society ins Leben gerufene zoologische Garten paradigmatische Fälle der Zoogeschichte darstellen, eröffnet der Rückgriff auf umfangreiche archivalische Überlieferungen zum 1843 gegründeten Zoo von Antwerpen teilweise spektakuläre Perspektiven auf die Organisation der Tierbeschaffung.

Der erste Teil der Studie befasst sich mit der Frühgeschichte der modernen Zoos im Zeitraum von 1793 bis circa 1900, die geprägt war von einem enzyklopädischen Paradigma. Die meisten Zoodirektoren waren zugleich führende Exponenten der entstehenden akademischen Zoologie und betrachteten die Institution als Laboratorium für ihre vergleichende Artenforschung. Die in verschiedenen Weltregionen gefangenen Wildtiere, die über etablierte, meist koloniale Handelswege nach Europa gelangten (wobei ein Grossteil den Bestimmungsort gar nicht erst lebend erreichte), sollten entsprechend ein möglichst breites Spektrum an Arten abdecken. Geordnet im Sinn der neuartigen Klassifikationssysteme wurden die meist einzeln in kleinen Käfigen gehaltenen Tiere ohne weitere Barrieren vor dem zahlenden Publikum zur Schau gestellt. In ihren schattigen, schlecht belüfteten Behausungen wurden die meisten Tiere apathisch oder entwickelten stereotype Verhaltensweisen, was die kaum regulierten Zuschauermassen zusätzlich zu Rufen, Schlägen und anderen stressfördernden «Interaktionen» bewog. Mit einer quantitativen Analyse kann Pouillard nachweisen, dass unter diesen Bedingungen die durchschnittliche Lebenserwartung von Primaten nach Ankunft im Londoner Zoo gerade einmal 374 Tage betrug (130), was die Maschine ständiger Wildfänge und Transporte weiter anheizte.

Dass die Frühgeschichte der modernen Zoos aus tierethischer Sicht kein Ruhmesblatt darstellt, ist auch in institutionennahen Publikationen weitgehend unbe-

stritten. Die vorliegende Studie relativiert aber auch deren Narrativ einer zunehmend tierfreundlichen Zooumgebung im 20. Jahrhundert. Zwar wurde ausgehend vom Privatzoo des Hamburger Tierhändlers Carl Hagenbeck bereits ab 1907 mit neuen Szenografien experimentiert, die den Tieren mehr Frischluft und Bewegungsfreiheit ermöglichen sollten; in der Praxis blieben aber die meisten Tiere weiterhin in den im 19. Jahrhundert erbauten Käfigen sitzen. Zudem erreichte die Anzahl von Wildfängen mit der Gründung immer weiterer Zoos in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bisher ungeahnte Dimensionen. Die schliesslich in den europäischen Zoos zur Schau gestellten Tiere repräsentierten dabei nur einen kleinen Teil der tatsächlich von den Fangaktivitäten betroffenen Individuen und Populationen. 1948 wurden etwa zur Ermöglichung des Fangs von zwölf jungen Gorillas in Belgisch-Kongo 28 erwachsene Gorillas getötet; von den jungen Primaten erreichte schliesslich ein einziges Individuum lebend den Bestimmungsort New York (280).

Zoos waren damit auch Symbol und Treiber kolonialer Ausbeutung. Zum einen versinnbildlichte die fortgesetzte Präsenz exotischer Tiere den langen Arm der europäischen Imperien, wobei Angehörige indigener Völker bisweilen gleich mitaustgestellt und damit animalisiert wurden. Zum anderen dienten neue Regelungen zum Schutz von Wildtieren in Asien und Afrika, welche lokale Jagdpraktiken als Wilderei kriminalisierten, nicht zuletzt dazu, das «natürliche Reservoir» künftiger Zootiere nicht versiegen zu lassen. An den etablierten Praktiken und Denkmustern änderte sich auch nach der Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien wenig. Tierhändlern wie dem umtriebigen Schweizer Charles Cordier (1897–1994) gelang es weiterhin, die europäischen Zoos auf verschlungenen Wegen mit sel-

tenen Wildtieren zu versorgen. Lokale Zoos und Parks in afrikanischen Staaten wurden zu «Kooperationspartnern», die über das Inkrafttreten der internationalen Artenschutzkonvention (1973) hinaus die Versorgung mit exotischen Tieren sicherstellten. Zwar stieg nun auch der Anteil der in Gefangenschaft sich reproduzierenden Tiere markant. Das ambitionierte Ziel, mithilfe von koordinierten Aufzuchtprogrammen gar bedrohte Wildtierpopulationen zu retten, führte aber zu neuen Aporien. Um den «genetischen Pool» nicht verkümmern zu lassen, sind weiterhin weltweite Tierfänge und -transporte nötig, und die unter menschlicher Aufsicht aufgezogenen Tiere erweisen sich bei Freisetzungsversuchen oftmals als kaum überlebensfähig. Letztlich sind für Pouillard die Grenzen zwischen Zoo, touristisch genutzten Nationalparks und weiteren Habitaten von Wildtieren fließend geworden. Überall werden die Tiere – und die benachbarten Menschen – einem immer engmaschigeren Dispositiv des Schutzes, der Kontrolle und der Zurschaustellung ausgesetzt.

Das Buch *Histoire des zoos par les animaux* belässt es also nicht bei einer Rekonstruktion der über weite Strecken tristen Lebensbedingungen von Zootieren in den letzten zweihundert Jahren, sondern wirft auch einen kritischen Blick auf die Institution in der Gegenwart und unsere romantisierende Sicht auf «die Natur». In ihrem Schlusswort unterzieht die Autorin zudem manche Ansätze der Human-Animal Studies der Kritik, mit der Betonung tierlicher Agency den Blick auf das Leiden und die menschliche Verantwortung dafür zu verstellen. Man mag dieser normativ grundierten Kritik folgen oder nicht – das auf breiter empirischer Grundlage basierende Buch stellt jedenfalls eindrücklich dar, dass sich eine Tiergeschichte des Zoos nicht in der Wiedergabe von Anekdoten aus dem Leben

berühmt gewordener Giraffen, Gorillas oder Eisbären erschöpfen darf, sondern die Strukturen der Tierbeschaffung ebenso in den Blick rücken muss wie das Leben und Sterben unzähliger weniger beachteter Zoobewohner/innen. Zudem eröffnet die Studie gerade durch den Fokus auf das verdeckte Vorleben der Zootiere neue Einsichten in die (post)kolonialen Verflechtungen Europas insbesondere mit dem afrikanischen Kontinent.

Nadir Weber (Bern/Berlin)

Christian Reiß
Der Axolotl
 Ein Labortier im Heimaquarium,
 1864–1914

Göttingen, Wallstein Verlag, 2020, 299 S., € 29,90

Der Axolotl: Diesem kuriosen Tier aus einem gefährdeten Wassersystem nahe Mexico-Stadt eine wissenschaftsgeschichtliche Qualifikationsarbeit zu widmen, scheint zunächst gleichermassen reizvoll wie erklärungsbedürftig. Christian Reiß hält gleich zu Beginn fest, dass es ihm nicht um die biologische Spezies *Ambystoma mexicanum* geht, sondern um die historisch-spezifische «Akteurskategorie Axolotl» und die Geschichte der europäischen Axolotlpopulation ab 1864. Daher handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit nicht einfach um ein weiteres Beispiel einer kulturgeschichtlich weit ausholenden Erzählung zu einem exotischen Tier. Stattdessen präsentiert Reiß eine faszinierende und detailversessene Verknüpfungsgeschichte rund um ein wissenschaftliches Wundertier und dessen Aufstieg zu einem Labor- und Haustier Zentraleuropas um 1900. Reiß hat den aussergewöhnlichen mexikanischen Schwanzlurch nicht zufällig als Ausgangspunkt seiner Jenaer Dissertation gewählt. Das Tier fungiert in seiner char-

manten Arbeit als überaus interessante Schnittstelle, an der sich wissenschaftsgeschichtliche, wissenschaftspraxeologische und gesellschaftliche Verbindungen besonders deutlich aufzeigen lassen.

Reiß steigt mit dem Befund ein, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Axolotl zu einem europäischen Modetrend geworden war. Der Kick-off dieses Phänomens lässt sich, so betont Reiß gleich mehrmals, mit der Ankunft von 34 Axolotlexemplaren 1864 in Paris präzise datieren. Während die wasserfreudigen Tiere Europa zuvor lediglich in präparierter Form erreicht hatten, trafen die 34 lebendigen Axolotl zu einem Zeitpunkt ein, der von einem (populär)wissenschaftlichen Interesse an künstlichen Naturräumen und einem regelrechten «aquarium craze» geprägt war (Kap. 2 und 3). Damit kann Reiß den Weg nachzeichnen, wie der Axolotl von einer lokalen Amphibienart zum wahrscheinlich «ältesten Labortier in der Geschichte der Lebenswissenschaften [wurde], das ausschliesslich in Laboren und Aquarien lebt» (13). Die thematisch angelegten Hauptkapitel des Buches folgen denn auch zwei Hauptstossrichtungen, die den erstaunlichen «Erfolg» des Axolotls erklären: Räumen und Praktiken. Die Aquarienräume, die für die erfolgreiche Haltung, Zucht und Beobachtung der Amphibien konstruiert und gebaut werden mussten, stellten nicht nur für die frühen Exponent*innen einer entstehenden Lebenswissenschaft (Kap. 4), sondern auch für die zunehmend in bürgerlichen Kreisen um sich greifende Liebhaberei grosse Herausforderungen dar (Kap. 3). Mit viel Sorgfalt zeichnet Reiß nach, wie an Wasserpumpen und anderen Ausstattungstechniken getüfelt wurde, um die idealen Lebensbedingungen für die Amphibien zu gestalten und diese in die sich verändernden städtischen Infrastrukturen zu integrieren. So kommen gleichzeitig unter Wasser gesetzte Mietwohnungen, ästheti-

sche Anforderungen an ein Unterhaltungs- und Lernobjekt Aquarium, aber auch die Ausstattungsefforts der sich formierenden neuzeitlichen Laboratorien und zoologischen Institute (Kap. 5) in den Blick. Neben den mit grossem Aufwand, Experimentiergeist und technischem Verständnis konstruierten künstlichen Naturräumen interessiert sich Reiß für die wissenschaftlichen Praktiken im Umgang mit den Axolotl. Zunächst stand – ganz im Geiste der Humboldt'schen Forschung – die offene Klassifizierung des Axolotls als naturwissenschaftliches Problem im Zentrum. Im Zuge des evolutionstheoretischen Paradigmenwechsels änderten sich die Forschungsfragen an den Axolotl (Kap. 4). Nur wenige Exemplare zeigen spontane Weiterentwicklungen zu einer «adulten» Form, während die Mehrzahl der Schwanzlurche im Larvenstadium verbleiben. Diese erstaunlichen Metamorphoseeigenschaften versprachen, an den Kern evolutionärer Entwicklungsschritte zu führen, und lösten entsprechend heftige Kontroversen aus. Ihrer Fähigkeit, in «ewiger Jugend» zu verbleiben, ist es zudem geschuldet, dass Metamorphosentheoretiker*innen die Lebensbedingungen der Axolotl massiv manipulierten, um die ausbleibende Verwandlung unter künstlichen Bedingungen zu forcieren. An dieser wissenschaftlich spannenden Stelle zeigt das Buch seine ganze Stärke. Minutiös zeichnet Reiß die Manipulationsversuchsreihen nach. Dabei hebt er die wissenschaftliche Bedeutung passionierter Tierhaltungsexpert*innen hervor, was er mit einem ausführlichen Porträt der deutschen Naturforscherin Marie von Chauvin (1848–1921) exemplifiziert. Erst ihre zeitintensiven und erfahrungsbasierten Beobachtungen von individuellen Axolotl ermöglichten belastbare Forschungsergebnisse. Neben den meist kurzgehaltenen Beiträgen zu männlichen Forschern wie Albert Kölliker, Moritz Wagner oder

August Weismann sticht das biografisch wie forschungspraktisch umfassende Kapitel zu Marie von Chauvin markant hervor. Die Würdigung der Forschungsbeiträge nichtakademischer Expert*innen darf – nicht nur in der Axolotlforschung – in einer umsichtigen Untersuchung nicht fehlen, auch wenn die Betonung wiederum Gefahr läuft, die Aussergewöhnlichkeit zu stark zu zeichnen.

Für eine wissenshistorische Arbeit nicht überraschend fungiert Wissen als eine weitere zentrale Kategorie der Untersuchung. Insbesondere die Akklimatisierungsbewegung verschaffte dem Erwerb von Wissen über das exotische Tier und seine Lebensbedingungen besondere Attraktivität (Kap. 2). Neben einer immer wieder im Anschluss an zentrale Publikationen der Wissenschaftsgeschichte beschworenen Zirkulation dieses Wissens fallen jedoch als besonders interessant auch die zahlreichen Momente des Nichtwissens ins Auge. Denn oftmals funktionierte die Wissenszirkulation eben gerade nicht. So war zunächst sogar unklar, womit die Lurche zu füttern seien. Das Buch bietet nicht so sehr eine globale Geschichte von Vernetzungen als vielmehr eine Sammlung teils (etwa durch die in der Tat zirkulierenden Tiere) verbundener, teils aber auch isolierter Einzelschichten.

Sowohl die akribische Beschreibung der Forschungs- und Haltungspraktiken wie auch die technisch akkuraten Nachzeichnungen der Aquarientechnik basieren auf einem enormen Fundus an Wissen, den Reiß in diesem Buch offenlegt. Obwohl er in der Einleitung wiederholt betont, dass es ihm vordringlich um eine Tiergeschichte des Axolotls als Heim- und Labortier geht und darum, dieses faszinierende Wesen ins Zentrum der Untersuchung zu stellen, verlagert sich der zentrale Untersuchungsgegenstand bereits in den ersten Kapiteln weg vom Tier und

hin zu den konkret beschreibbaren Praktiken (Wissenschaft, Haltung, Fütterung, Transport etc.) und Räumen (Aquarien, Forschungseinrichtungen, Technik etc.). Dabei geraten die Tiere und ihre aussergewöhnlichen Eigenschaften leider öfters einmal aus dem Blick. Der Mehrwert dieser Studie liegt damit nicht in ihrer konsequenten tierlichen Geschichte. Der Axolotl fungiert vielmehr als Fährtenspur, der entlang Reiß neue wissenschaftliche «Verbindungen und Zusammenhänge aufzeigen kann, die abseits von Theorien, Biographien und Institutionen liegen» (14). Diesen Mehrwert wünschte man sich im Anschluss an stark beschreibende Passagen klarer herausgearbeitet.

Dessen ungeachtet bietet das Buch eine sehr anschauliche, oftmals unerwartete und höchst lehrreiche Lektüre. Besonders nachdrücklich im Gedächtnis der Rezensentinnen haften blieb etwa die enorme Bedeutung von Aquarien als ästhetische Unterhaltungsobjekte und biologische Wissensobjekte um 1900. Es gelingt Reiß, über den Blick auf ein nur wenig bekanntes und bis heute rätselhaftes Tier nicht nur durchweg das Interesse der Leserinnen zu fesseln, sondern auch neue Perspektiven auf bislang viel zu selten miteinander in Beziehung gesetzte Wissensfelder zu entwickeln. Sehr deutlich wird somit, wie wenig von seiner Umwelt abgeschlossen der Bereich der Lebenswissenschaften um 1900 war und wie eng diese etwa mit der leicht als Liebhaberei abgetanen bürgerlichen Aquaristik zusammenhängen.

Die Frage danach, ob und inwiefern Axolotl als Nutztier fungierten, kann mit Reiß' Analyse abschliessend vielschichtig adressiert werden: Je nach Räumen und Praktiken begegnen die Tiere als Nahrung, Prestigeobjekt, elementares Laborinstrument, Wissensgenerator insbesondere in Bezug auf Umweltfragen oder auch als Bestandteil der Popkultur. Eine

ausführlichere Antwort darauf, wieso der Axolotl aktuell mit der «Konjunktur der regenerativen Medizin und der Sequenzierung seines Genoms im Jahr 2018 [...] zum halbdigitalen Forschungstier der Big-Data-Biologie» (234) wurde, bleibt Reiß indes schuldig. Dieses das Buch abschliessende Statement zeigt jedoch noch einmal das enorme und in weiten Teilen noch unausgeschöpfte Potenzial sowie die Relevanz einer tierzentrierten Perspektive für die Wissensgeschichte auf – und lässt gespannt sein auf weitere Forschungen zu dem mexikanischen Schwanzlurch.

Sarah-Maria Schober (Zürich), Isabelle Schürch (Sheffield)